Zweiter Weltkrieg: Einzelschicksale

Kapitel 1: Kinder im Krieg

Texte aus: *Stargardt Nicholas:* *Kinder in Hitlers Krieg. München 2008* (englische Ausgabe 2005)

**Kinder im Erziehungsheim**

Während des Krieges wurden Kinder, die sich nicht korrekt verhielten oder verwahrlost waren, in Heime eingewiesen, die Gefängnisse waren. Hier als Beispiel ein Heim in Breitenau.

Der Weg zurück in die »Volksgemeinschaft« war fast immer mühsam und hart. Gehorsam, Arbeit und Demut zählten. Insassen von Erziehungsheimen wussten nicht, wie lange sie zu verbüssen hatten oder wann sie auf Entlassung hoffen konnten. Die »Umerziehungsbefugnis« ermöglichte es den Behörden, die Jugendlichen im Heim zu behalten, bis sie mündig waren. Selbst mit 19 konnte noch ein weiterer Antrag gestellt werden, um Jugendliche bis zu ihrem 21. Lebensjahr einzubehalten […]. Nicht zu wissen, wie lange sie bleiben mussten, kam noch zu dem Gefühl hinzu, aus der vertrauten Welt herausgerissen zu werden, wenn die Kinder und Jugendlichen die Tore von Breitenau durchschritten und ihre Kleider und Habseligkeiten abgegeben hatten. Anneliese Grimm schrieb nach Hause, dass sie verrückt werde, wenn sie nicht bald herauskäme. Der vierzehnjährige Rudolf Schramm fand sich vor Weihnachten 1943 voller Heimweh und bitterer Reue damit ab, dass er seinen Eltern die dreissig Mark und die lange Reise für einen Besuch nicht wert war. Die »Schüler« der Erziehungsheime durften nur alle sechs Wochen für 15 Minuten Besuch erhalten. Diese seltenen Besuche waren während des Krieges für viele Familien ein schwieriges Unterfangen, da die Väter oft abwesend und die Mütter mit Arbeit und anderen Kindern überlastet waren. Rudolf hatte Angst, dass sogar seine Eltern ihn verstossen hatten:

«Liebe Eltern nehmt es mir bitte nicht übel das ich so schlecht schreibe aber ich habe schon ganz kalte Finger so kalt ist es hier. ich bin nur noch im Häuschen Unglük das könnt ihr mir glauben liebe Eltern so schlecht bin ich bestimmt nicht wie ihr vieleicht denkt.»

Als Rudolf Schramm seinen ungelenken Brief am 3. Dezember schloss, hatte er sich damit abgefunden, über Weihnachten in Breitenau zu bleiben. Diese Botschaft eines halb des Schreibens Unkundigen zeigt sowohl sein Elend als auch sein sehnlichstes Verlangen, von seiner Familie nicht vergessen zu werden:

«... nun bin ich auch zum Weihnachtsfest nicht zu hausse vergesst mich bitte zu Weihnachten nicht und schikt mir etwas. Seh doch einmal zu das du einen halben Stollen für mich zusammen bring u. etwas Pfefferkuchen u. wenn es geht ein paar Plätzchen u. ein paar Bong Bongs ...»

Aus diesen Träumen sprachen Hunger und Einsamkeit. Am 25. Mai 1942, eine Woche, bevor sie starb, schrieb Anni Nagel ihrer Schwester und bat sie, ihr etwas zu essen zu schicken:

«Lina schicke mir auch etwas zu essen. Die Hauptsache Brot, Zucker, Marmalade Salz, Butter, Kuchen Griess, Mandelöhl, Honig Zitronnen Wurst, Käse.»

Annis Phantasie flüchtete sich zu Marmelade, Wurst und Zitronen, während ihrem Körper lebensnotwendige Vitamine und Fette fehlten. Aber das Essen, um das sie ihre Schwester bat, war auch ein emotionaler Rettungsanker, eine materielle Veranschaulichung von Nahrung und Liebe in einem Augenblick, als sie sich immer trostloser fühlte und innerlich verzweifelte. Im Dezember 1943 schickte Ruth Buchholz ihrer Mutter eine Wunschliste, auf der ein Adventskalender, Adventsgebäck, Äpfel, Vanillesosse, Zucker, Suppenwürfel, Bratenwürfel, Essig, Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Tee, Kaffee, Haferflocken, Griess, Honig, Butter, Fett, Wurst, Brot, Semmeln und Zahnpasta standen. Als sie merkte, dass ihre Phantasie mit ihr durchgegangen war, fügte sie hastig hinzu: «Ich hoffe doch das ich dieses mal meine Wünsche wie ich sie auf geschrieben habe, erfült bekomme. Aber ich weiss das Ihr nicht viel habt und sparen müsst.» Auch in einem letzten vorweihnachtlichen Wunschbrief konnte sie sich nicht gegen den Hunger wehren: «Und vor allen Dingen habe ich Appetit noch.» Diesmal waren es Heidelbeeren, grüne hessische Klösse mit Fleisch und Sosse, die sie sich vorstellte.

Obwohl auch das Erziehungsheim schlecht und recht Weihnachten feierte mit einem Christbaum und einer Sonderverteilung von Briefen und Paketen, wenn diese die Zensur passiert hatten, machten gerade an diesem Festtag die Gedanken an zu Hause das Eingesperrtsein besonders schlimm. Heimweh in Verbindung mit Neid auf Geschenke und Briefe, die die anderen bekommen hatten, bildeten ein explosives Gefühlsgemisch. Dora Z. erinnerte sich, dass die Stimmung im Frauenflügel, in dem die. Jugendlichen untergebracht waren, am Heiligen Abend besonders schlecht war. Die Mädchen weinten vor Heimweh, und als Streit entstand, kam es unter den Jugendlichen zu einer tätlichen Auseinandersetzung. Männliche Wärter wurden in den Frauentrakt geschickt, um die Ordnung wiederherzustellen, was sie auf ihre übliche brutale Art taten, indem sie alle Mädchen schlugen.

*S. 89–91*

**Kinder als BesetzerInnen**

Kinder in bombengefährdeten Gebieten wurden aus ihren Familien herausgenommen und in der so genannten «Kinderlandverschickung» in Land- oder besetzte Gebiete verlegt.

So ehrgeizig die Pläne der Organisatoren auch waren, so war ihnen doch klar, dass die Unterstützung der Bevölkerung entscheidend für den Erfolg ihres Freiwilligenprogramms war und hauptsächlich von guter und ausreichender Verpflegung abhing. Zusätzlich zur normalen Kinderration veranschlagten sie daher zwei Reichsmark Grundkosten pro Tag für jedes Kind. Die NSV [Nationalsozialistische Volkswohlfahrt] organisierte Sonderzüge, bezahlte den Gesundheitsdienst für die Kinder und suchte sogar Familien, die sich um die Wäsche der Kinder in den Heimen kümmerten. Trotz der Beschaffung von 140'000 Uniformen für Jungen und 130'000 für Mädchen sowie von 85'000 Bettlaken und 139'000 Strohmatratzen war besonders am Anfang vieles improvisiert, so dass die Kinder oft auf blossem Stroh schlafen mussten, während die Etagenbetten in den Schlafsälen erst gebaut wurden. Wenn die Kinder aus den zwei Paar Schuhen, die sie mitbringen mussten, herausgewachsen waren, konnten sie nur barfuss laufen oder ihre Füsse in eines der 110'000 Paar Holzschuhe zwängen, die die Organisation in den ersten beiden Jahren zur Verfügung stellte.

Ilse Pfahl und siebzehn andere Mädchen aus ihrer Klasse brachen am 27. April 1941 von Essen aus in die mährische Stadt Kremsier auf, wo sie mit einer Delegation des örtlichen Jungvolks und der Jungmädel zusammentrafen. Sie marschierten gemeinsam durch die Strassen der tschechischen Stadt zu einem grossen, modernen, fünfstöckigen Gebäude, einem Konvent, in dem die Nonnen geblieben waren, um für die deutschen Mädchen zu kochen. Hier schien es angenehmer als im Alt‑Reich. Ilse und ihre Zimmergenossinnen mussten zwar wie alle anderen Neulinge lernen, ihre Betten zu machen, ihre Schlafsäle zu putzen, die Kleidung gefaltet in den Schrank zu legen, am Morgen ordentlich gekleidet zum Fahnenappell anzutreten, rechtzeitig in ihren Klassenräumen zu erscheinen und nach dem Lichtlöschen still zu sein, nach den nun geltenden Regeln der HJ durften sie jedoch nicht von den Lehrern geschlagen werden.

Ilses Strafen umfassten beispielsweise Nachtischentzug oder den Auftrag, gereimte Gedichte zum Thema Benehmen und Disziplin zu verfassen, auch ihre Post konnte für drei Tage zurückgehalten werden. Die Strafen wurden kollektiv verhängt, um den Gruppenzusammenhalt und die Disziplin zu stärken: Einmal mussten die Mädchen etwa acht Kilometer lang die Hauptstrasse der Stadt schweigend auf‑ und abmarschieren. All dies hinderte Ilse und ihre Freundinnen keineswegs daran, ihren Spass zu haben. Kremsier war eine Garnisonstadt, und wenn sie ins Kino gingen, um ‹Der Sieg im Westen› anzuschauen, begegneten ihnen die frisch angekommenen deutschen Soldaten. Am Sonntagnachmittag gingen Ilse und ihre Freundinnen im Schlosspark spazieren. Sie waren zu schüchtern, mit den Soldaten zu sprechen, freuten sich aber die ganze Woche auf deren Aufmerksamkeiten. Ende Mai erschienen sie in Turnhosen im Park, um sich zu sonnen und mit den evakuierten Jungen Fussball zu spielen. Anfang Juni sangen und spielten sie dort im Badeanzug. «Die Soldaten waren unsere aufmerksamen Zuschauer», prahlte Ilse an diesem Abend in ihrem Tagebuch. Mitte Juli pflückten sie Feldblumen für die Soldaten und plauderten im Park mit einem Oberleutnant, der ihnen später bei einer Militärübung seinen Feldstecher lieh und sie sogar auf einem Offizierspferd vor den Augen der ganzen Kompanie durch die Anlagen reiten liess.

Was die tschechische Ortsbevölkerung betraf, machten Ilse und ihre BDM-Einheit es sich nach einer ersten Verständigungsgeste – Ilse kaufte sich ein Wörterbuch, um leichter einkaufen zu können – zur Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit «Propagandamärsche» durch die Stadt zu machen. Sie marschierten zum Bahnhof, um ihre Lehrer und BDM-Führerinnen abzuholen oder um sie zu verabschieden. Sie marschierten am Palmsonntag auf, um der Prozession der Gläubigen den öffentlichen Raum streitig zu machen. Eine Woche später marschierten sie spontan wieder durch die Stadt, als sie vom Beginn des Krieges gegen Russland hörten. Beim Sportfest am 29. Juni marschierten sie hinter einer Militärkapelle, und Ilse notiert erfreut, «die Tschechen platzten vor Wut». Als sie im Park am Ende eines weiteren gelungenen Tages Kaffee trank, meinte sie, dass sie vierzigmal fotografiert worden sei. Der Schlosspark war der Ort in Kremsier, wo alle – ausser den Juden – sich treffen konnten. Doch die Soldaten sorgten dafür, dass kein Tscheche sich den BDM-Mädchen zu nähern wagte, wie Ilse bemerkte.

Mitte November schliesslich musste Ilse wieder nach Hause. Mit frischgewaschenen Haaren kauften die Mädchen Geschenke für die Familien ein, nahmen Abschied vom Schlosspark und den Soldaten und gingen in den Speisesaal des Konvents, in dem für den Abschiedsabend die Tische weiss gedeckt und mit Tannenzweigen geschmückt waren. Im Herbst 1941 ging die Zahl der älteren Kinder, die das KLV-Heim besuchten, jäh zurück. Möglicherweise hatten die Geschichten der ersten aus der sechsmonatigen Verschickung zurückgekehrten Kinder die schlimmsten Befürchtungen der Eltern über Einrichtungen unter der Leitung der HJ bestätigt. Es gab aber auch weniger Grund, sie dorthin zu schicken: Die Angst vor Bombardierungen hatte nachgelassen.

*S. 76–78*

**Kinder vor der Euthanasie**

Behinderte Kinder wurde 1940 und 1941 im Schatten des Krieges und im Rahmen der «Euthanasie»-Aktion in Erziehungsanstalten eingewiesen und dann fern der Elternaufsicht getötet.

Friedrich Bauer war beinahe 11 Jahre alt, als er Ende Mai 1941 nach Scheuern kam. Als Spastiker hatte er nie richtig gehen oder sprechen gelernt und nie eine Schule besucht. Dennoch unterzog man ihn bei seiner Ankunft einer Intelligenzprüfung, um zu sehen, ob er die Hilfsschule besuchen könnte. Friedrich wusste, wo er war, woher er gekommen war, er kannte die Wochentage und konnte bis 20 zählen. Obwohl er sich nicht mehr als die Hälfte der Monatsnamen merken konnte und nicht sagen konnte, in welchem Monat Weihnachten war, beantwortete er ohne zu zögern die wichtigsten politischen Fragen, die man ihm stellte:

«(Wie heisst unser Führer?) Adolf Hitler

(Wer ist Hermann Göring?) Das ist so ein dicke [sic!] (hält beide Hände an den Kopf, bläst die Backen auf.)

(Mit wem sind wir im Krieg?) Mit dem Engländer.»

Diese Prüfungen waren eher darauf angelegt, Wissen abzufragen als Intelligenz zu testen und zeigten eine Negativkopie dessen, was die Behörden als Grundschulwissen von deutschen Kindern erwarteten, auch wenn Kinder wie Friedrich nie eine Schule von innen gesehen hatten. Dass behinderte Kinder ohne Zögern den Namen des «Führers» nannten, auch wenn sie sonst keine der anderen Fragen beantworten konnten, war typisch für diese Art von Prüfung. Die meisten wussten auch, dass sich der Krieg gegen England und später gegen Russland richtete, obwohl sie keine Ahnung hatten, wo diese Länder lagen oder wer sie regierte.

Die meisten Kinder in Scheuern waren zu schwer behindert, um eine Prüfung ablegen zu können. Sie vermochten grössere Ereignisse wie einen Krieg nicht zu erfassen, und Scheuern war weit weg von den Bombardierungen. In solchen Fällen richteten die Ärzte ihr Augenmerk auf einige Schlüsselmerkmale wie Körperbeherrschung, Sprachfähigkeit, Toilettentraining, die Fähigkeit, mit einfachem Spielzeug zu spielen, Verhalten gegenüber anderen Kindern und das Verhältnis zum Anstaltspersonal. Diese Überwachung hatte bis zu einem gewissen Grad eine einfache regulative Funktion. Kinder, die aggressiv reagierten, unruhig waren oder nicht zur Toilette gehen konnten, galten als sehr schwierig und betreuungsbedürftig, besonders zu einer Zeit, da Anstaltspersonal und -finanzierung auf ein Minimum reduziert wurden. Margarethe Günther war zwölfeinhalb Jahre alt, als sie 1940 nach Scheuern kam und so aggressiv, dass das Personal sie tagsüber auf ihrem «Nachtstuhl» festband, weil sie sich selbst und die anderen Kinder gefährdete. Anderthalb Jahre später stellte man bei ihrer letzten Observation fest: «Sitzt schaukelnd auf ihrem Stühlchen, muss wegen der dauernden Umfallgefahr angebunden werden.» Es gab Kinder, die tagsüber an keiner Aktivität teilnehmen konnten oder wollten. Edda Braun, die ihr gesamtes 32 Monate langes Leben im Bethanien-Kinderheim in Marburg verbracht hatte, war nicht physisch behindert, wies aber, als sie im September 1942 nach Scheuern kam, alle Annäherungsversuche zurück, stand nur in einer Ecke und starrte die Wand an. Das Pflegepersonal interessierte sich denn auch entsprechend wenig für sie.

Quälend ist die Lektüre von Krankheitsgeschichten, die mit der Tötung endeten. An einem bestimmten Punkt in den Akten verurteilten die Ärzte und Schwestern die Kinder, die sie unter Beobachtung hatten, zum Tod. Plötzliche Abbrüche in den Krankengeschichten lassen ahnen, wann das Schicksal eines Kindes entschieden wurde. Die wenigen letzten Zeilen in der Krankengeschichte eines jeden ermordeten Kindes liefern den Vorwand für das Todesurteil, eine Mischung aus Fakten und Fiktion, realen Angaben zur Überweisung nach Hadamar und – mit grösster Wahrscheinlichkeit – zum dortigen Tod, dazu erfundenen tödlichen Krankheiten. Einigen dieser Urteile ging eine neue, äusserst negative Bewertung des Patienten voraus, ein Anzeichen für eine Art medizinischer «Selektion». So lautet der letzte Eintrag in Scheuern in Waltraud Blums Akte:

«1.11.42: Geistig wie körperlich keine nennenswerten Fortschritte, bietet auch keine Aussicht auf weitere Entwicklung. Reiner Pflegefall.»

Dagegen verzeichneten die vorangegangenen Einträge in Waltrauds Akte eine langsame, gleichwohl ansteigende Lernkurve. Sie konnte in den ersten drei Monaten in Scheuern nur auf ihrem Stuhl sitzen, an der Hand saugen und einen Zelluloidring in ihren Fingern drehen. Sie war zweieinhalb Jahre alt, konnte nicht gehen, reagierte nicht auf ihren Namen und auf Gegenstände wie eine Puppe oder einen Ball. Die einzigen Worte, die sie sagte, waren «Mama» und «Baba». Sechs Monate später, Mitte März 1940, fing sie an zu gehen und einen kleinen Stuhl herumzuschieben, an dem sie sich festhielt. In der zweiten Hälfte des Monats Juni ging sie ohne Hilfe in den Garten und spielte mit Bauklötzen und Papier. Mit drei Jahren lernte sie zu Beginn des Jahres 1941 Ringelreihenspiel mit anderen Kindern. Der letzte positive Eintrag in Scheuern vom 15. Februar 1942 lautete, sie sei «gleichbleibend ruhig, freundlich, brav, hat keine besondere Unarten, macht wenig Schwierigkeiten auf der Abteilung». Die nächste Eintragung zu Waltrauds Aufenthalt in Scheuern war: «Es spricht noch nicht, wenigstens keine verständlichen Worte, lallt nur vor sich hin. Keine geistige Weiterentwicklung sonst erkennbar.» Der letzte Satz in einer anderen Schrift wurde vermutlich später, möglicherweise zur gleichen Zeit wie die letzte Eintragung, hinzugesetzt. Sie leitete Waltrauds Transport nach Hadamar ein, der gemeinsam mit 23 Kindern und drei Erwachsenen, am 19. Februar 1943, stattfand. Wendungen wie «reiner Pflegefall» und «keine Aussicht auf weitere Entwicklung» dienten als Code für das Todesurteil bei der medizinischen Selektion.

Als das Personal nur vier Tage vor ihrer Abreise Waltraud als ruhiges, freundliches und braves Kind lobte, gab es noch keine Anzeichen für das, was kommen sollte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wusste die Schwester, die die Akte führte, noch nichts davon. Ihr Engagement für die Kinder in ihrer Abteilung war auch nicht unüblich. Die Schwestern mochten schlecht ausgebildet und bezahlt gewesen sein, eine niedrige Arbeitsmoral, zu viele Patienten und sich in erster Linie ihren Vorgesetzten und nicht ihren Schützlingen gegenüber verpflichtet gefühlt haben. Sie mochten die chronische Unterernährung ihrer Patienten übersehen, und ihre Kolleginnen in Eichberg und Kalmenhof mochten gar von der Polizei verdächtigt werden, Lebensmittelrationen abzuzweigen und mit den Kleidern und Lebensmittelkarten ihrer Patienten zu handeln. Dennoch verzeichneten viele Schwestern die wenigen Fortschritte der Kinder als kleine Siege, als ob diese helfen könnten, den Glauben an ihren Beruf einigermassen aufrechtzuerhalten.

*S. 126–129*

**Ghetto-Kinder**

Im Ghetto, hier im Ghetto von Warschau, mussten die jüdischen Kinder nicht nur sich selbst durchbringen, sondern oft auch die noch hilfloseren Erwachsenen.

In Liedern wie «Koyft geto-beygelekh» (Kauft Ghetto‑Kringelchen) ehrten die Musiker Kinder, die den Menschen, die am Morgen auf den Abmarsch zur Arbeit ausserhalb des Ghettos warteten, Lebensmittel und Zigaretten zum Verkauf anboten. Das Lied eines Vaters über seine Tochter ahmt auf Jiddisch den Rhythmus und die melodischen Rufe des Strassenhändlers nach:

Mein Vater, mein' Mutter, mein Bruder Zschamele,

Mein Kind Nekhamele sind nicht da,

Mein einziges Mädchen, in seinem Kleidchen

Verkauft jetzt Kringelchen und steht da.

Kauft Ghetto-Kringelchen…

Das Lied beschwor die brüchige Fröhlichkeit der hungernden kleinen Strassenverkäuferin, die ihre Kunden aufforderte, die kleinen Freuden des Augenblicks zu geniessen, Ghetto-Lieder zu singen und GhettoFiedeln zu spielen, wenn sie nur dem Refrain «Kauft Ghetto‑Kringelchen» folgten und bei ihr kauften. Hunger liess Kinder vom Essen phantasieren. Mädchen in Lodz spielten Mütter, die um Gemüserationen anstanden, in der Schlange vor sich mit einer »Witwe« stritten und sich über ihre Rationen beklagten. Wie eine Lehrerin beobachtete, steigerte sich ein Mädchen mit kurzen, blonden Zöpfen und einem schmalen, abgemagerten Gesicht in die Rolle hinein und schrie: «Was für ein Unglück! Was für eine Katastrophe! Sie haben mich betrogen, diese Räuber! Sie haben mir einen Haufen faule Kartoffeln gegeben! Was soll ich meinen Kindern zu essen geben?»

Als im Ghetto niemand mehr Almosen geben konnte, krochen die jüdischen Kinder unter der Mauer hindurch oder kletterten darüber, um in der «arischen» Stadt zu betteln. Dort stiessen die Reporter der Okkupations‑ und der Untergrundpresse auf Tausende von ihnen, wie sie zitternd vor Kälte in Matsch und Frost auf den winterlichen Strassen herumstanden. Wegen der zunehmenden Schwierigkeiten im Winter 1941/42 befahl die SS den polnischen Wohlfahrtsbehörden, der Ursache der Kinderbettelei auf der «arischen» Seite der Stadt nachzugehen. Eine polnische Razzia im Januar 1942 ergab, dass etwas über die Hälfte (49 von 96) der aufgegriffenen Kinder Juden waren. Sie wurden gebadet, erhielten zu essen und wurden ins Ghetto zurückgeschickt. Die polnischen Kinder wurden befragt und medizinisch untersucht. Lediglich eine der 36 Familien, aus denen sie kamen, hatte einen erwachsenen männlichen Ernährer. Arbeitslosigkeit, Kriegsverluste, Deportationen nach Deutschland und in die Konzentrationslager hatten ihren Tribut gefordert. Die meisten dieser Kinder waren auch deutlich unterernährt. Sie litten an Krätze, Hautpilzen und Zahnausfall, und alle wiesen Symptome von Tuberkulose auf. Keines von ihnen besuchte eine Schule. Wenn sie aufgegriffen wurden, war ihre grösste Sorge jedoch, wie ihre Familien nun mit Essen versorgt würden. Sie waren die wichtigsten Ernährer und opferten sich, um ihre noch kränkeren und schwächeren Brüder und Schwestern durchzubringen. Die deutschen Behörden akzeptierten den polnischen Bericht und liessen das Thema Kinderbettelei stillschweigend fallen.

Schmuggler stellten auch die wichtigsten Kontakte zwischen den sich zunehmend entfremdenden und feindlich gegenüberstehenden Welten der Nichtjuden und Juden her. Wegen der drohenden Strafen hingen diese Aktivitäten von einem gewissen Vertrauensverhältnis ab. Ein Gutteil des Netzes von Polen, die bereit waren, Juden auf der «arischen» Seite von Warschau zu verstecken, war aus Kontakten der Schmuggelkinder entstanden. Lebensmittelpakete wurden über die Mauer geworfen, durch die Tore hereingeschmuggelt – häufig unter stillschweigender Duldung der Wachen –, von Strassenbahnen heruntergeworfen oder von den zurückkehrenden Müllmännern unter Heuhaufen hereingebracht, nachdem sie den Müll ausserhalb des Ghettos in der Wolska Strasse abgeladen hatten. Der von den Deutschen kontrollierte Nowy Kurier Warszawski verhöhnte Polen, die auf diese Weise den Juden halfen, als Shabbesgoyim, «Judenknechte». Es war aber auch ein gutes Geschäft. Janina Pladeks Vater, der auch für die deutsche Verwaltung arbeitete, brachte Erzeugnisse von ihrem Bauernhof in Judrowice in das Ghetto von Lodz. Weil Janina bemerkte, wie ihr Vater jedesmal schweissnass war vor Angst, wenn er an den deutschen Posten vorbeimusste, die ihn ohne weiteres ins KZ bringen konnten, erklärte er ihr, dass die Juden Lebensmittel benötigten. Die Einnahmen aus den Lebensmittelverkäufen im Ghetto waren auch höher als irgendwo sonst.

Der Schmuggel ins Warschauer Ghetto wurde hauptsächlich von Kindern betrieben. Halma Grabowska, die auf der «arischen» Seite lebte, bewahrte die Briefe auf, die ihre Freundin Wanda Lubelska aus dem Ghetto schickte. In ihrem letzten Brief beschrieb Wanda die Kinder, die durch das Warenlager, in dem sie arbeitete, ins Ghetto zurückkehrten. «Wenn Du diese ganze Szenerie sehen könntest. Kleine Kinder, in deren Kleidung versteckt Säcke für Kartoffeln oder Zwiebeln eingenäht sind, laufen zwischen den Autos und den Beinen der Polizisten umher», schrieb sie ihrer polnischen Freundin. Wanda bekümmerte, dass sie die täglichen Nachrichten über Kinder, die beim Hinausschlüpfen aus dem Ghetto oder auf ihrem Rückweg erschossen wurden, nicht mehr so berührten wie ein halbes Jahr zuvor. Die Kinder erregten auch Miriam Wattenbergs Aufmerksamkeit. Sie war jetzt 17 und bemerkte, dass die älteren Kinder aufpassten und den jüngeren Zeichen gaben, wann sie wieder hineinhuschen konnten. Die kleinen Kinder kamen ihr «wie kleine, mit einer samtenen gelben Haut überzogene Skelette« vor .

Die deutschen Eingangswachen des Polizeibataillons 304, von denen viele Familienväter mittleren Alters waren, spielten im Handelsverkehr zwischen dem «arischen» und dem jüdischen Warschau eine entscheidende Rolle. An jedem Eingang waren stets drei Polizisten postiert, ein Deutscher, ein Jude und ein Pole. Wenn die jüdischen Polizisten herausfinden wollten, ob die Deutschen ihnen feindselig gesinnt waren, rückten sie näher heran, um zu sehen, ob der Deutsche sich zurückzog oder bereit war, in der Eintönigkeit und Kälte des polnischen Winters ein Gespräch zu beginnen. Liess er sich auf ein Gespräch ein, dann war es am klügsten, menschlichen Kontakt herzustellen und die Unterhaltung auf seine Familie zu Hause zu lenken. Nach Angaben eines ehemaligen jüdischen Polizisten waren sie auf diese Art am ehesten dazu zu bewegen, beim unerlaubten Handel von Waren und Menschen behilflich zu sein. Miriam Wattenberg stellte jedoch fest, dass die meisten Deutschen nur allzu bereit waren, auf Juden zu schiessen, und überliessen es danach ihren jüdischen Kollegen, «die blutigen Opfer, die wie verletzte Vögel herunterfielen, aufzuheben und sie auf eine vorbeikommende Rikscha zu werfen», wie man die Handkarren im Ghetto nannte.

*S. 168–170*

**Kinder bei Erschiessungen**

Im Osten Polens und in der besetzten Sowjetunion wurden auch Kinder verfolgt und erschossen.

Am Sonntag, dem 9. November 1941, wurde Lev Abramovsky vom Lärm der Schüsse in den Strassen der kleinen weissrussischen Stadt Mir geweckt. Auf die Rufe seiner Mutter hin rannte die Familie zusammen mit ihren Nachbarn auf die Strasse, wo die Menschen in Panik davonliefen. Lev war barfuss, und es gelang ihm nur noch, ein Paar Galoschen überzuziehen. Seine älteste Schwester Zlata und ihr Mann trugen ihre kleinen Söhne, seine Mutter hatte seine dreijährigen Zwillingsschwestern, Lea und Briandel, bei sich. Die ganze Familie rannte zum jüdischen Friedhof. Auf ihrer panischen Flucht wurden viele Einwohner von der Ortspolizei erschossen. In der Nähe des Friedhofs versteckte sich Lev in einer Scheune; er kletterte auf den Heuboden, von wo er die Grabsteine des jüdischen Friedhofs und des Tatarenfriedhofs überblicken und auf das verlassene Schloss des Grafen Mirsky sehen konnte.

Am selben Morgen hatte Regina Bedynska, die Tochter des polnischen Schulleiters, gesehen, dass deutsche Soldaten auf einem Lastwagen aus Stolpce eintrafen. Anders als bei den Pogromen in der Gegend von Bialystok und in den baltischen Staaten hatte die einheimische Bevölkerung keine Massaker an den Juden verübt, und die Deutschen mussten die Tötungen selbst in die Wege leiten. Die Morde selbst wurde jedoch von der einheimischen Polizei ausgeführt, einer Gruppe von etwa 30 Freiwilligen, die in den ersten zwei Wochen nach dem Einmarsch der Deutschen aus weissrussischen Männern und wenigen Polen und Tataren gebildet worden war. Manche von ihnen hatten Verwandte, die während der sowjetischen Herrschaft deportiert worden waren, andere waren als aggressive Judenhasser bekannt. Regina sah, wie sie die Juden vor dem Schlachthaus töteten. Der dreizehnjährige Jacob Lipszyc wurde mit seiner Familie von deutschen Soldaten und der einheimischen Polizei auf dem Hauptplatz der Stadt zusammengetrieben. Als die Polizei das Feuer eröffnete, hörte er auf das dringende Flehen seiner Mutter und rannte los. Seine Mutter, sein Bruder und seine Schwester wurden von den zwei Maschinengewehren, die an den Ecken des Platzes aufgestellt waren, getötet. Jacob, der klein genug war, um unter die Treppenstufen der zerstörten Apotheke schlüpfen zu können, sah Hunderte von dicht gedrängten Menschen auf dem Platz taumeln. Ein Lastwagen mit Plane fuhr rückwärts auf den Platz. Als die Abdeckplane zurückgeschlagen wurde, begann ein weiterer Polizist mit dem darunter versteckten Maschinengewehr in die Menge der Juden zu schiessen.

Von seinem Heuboden aus sah Lev Abramovsky, wie eine lange Schlange Juden, die sich den ganzen Weg entlang bis zur katholischen Kirche im Dorf zog, zu der Grube beim Schloss geführt wurde, wo die Bauhandwerker normalerweise den Sand herholten. Er sah, wie seine Mutter und sein Vater, seine zwei Brüder Motia und Elia, seine Schwester Zlata und ihr Mann Yeisif Landa auf dem jüdischen Friedhof erschossen wurden. Er sah auch, wie die kleinen Kinder seiner Schwester an den Beinen gepackt und an einem Grabstein zu Tode geschlagen wurden. Später am Nachmittag kamen weissrussische Polizisten und deutsche Gendarmen in die Scheune und stachen mit aufgepflanzten Bajonetten in das Stroh am Boden. Lev und sein Bruder Bera wurden auf dem Heuboden entdeckt und zu den Juden gebracht, die noch in der Schlange auf ihren Tod in der Sandgrube beim Schloss warteten.

Zu gut bewacht, um auszubrechen, wurden sie unter Schlägen zum Hinrichtungsplatz getrieben, den Lev von seinem Heuboden so deutlich gesehen hatte. Vor ihnen ratterten vier oder fünf schwere Maschinengewehre, um sie herum hörten sie das Schluchzen, Flehen und die Gebete derer, die in den Tod getrieben wurden. Staub lag in der Luft, als Lev näher rückte. Er sah, wie der »verrückte Yeshil«, einer der Juden, der gezwungen wurde, über jede Lage Körper Erde zu schaufeln, sich umdrehte und sich mit dem Spaten auf einen der Polizisten stürzte, erschossen wurde und in das Massengrab fiel, bevor er seinen Mörder erreichte. Lev und sein Bruder waren in der letzten Gruppe.

Während sie, dicht beieinander stehend, über den Rand des Grabens blickten und auf das Feuer der Maschinengewehre hinter ihnen warteten, sahen sie, wie das Blut aus der bebenden Masse der Toten und Sterbenden spritzte. Levs Bruder war sofort tot. Lev fiel mit ihm, von dem Gewicht der Menschen hinter ihm geschoben, in die Grube. Fünf oder sechs Körper stürzten auf ihn und er verlor das Bewusstsein.

Als Lev wieder zu sich kam, lag er zwischen warmen Körpern und in warmem Blut. Er spürte einen kalten Luftzug, folgte ihm, schob sich durch die dunklen, ineinander verkrallten Massen von Toten nach oben und kletterte aus dem Graben. Es schneite sacht und die Polizei war weg. Nur ein einziger Mann stand dort und betete, doch beim Anblick von Lev rannte er weg. Betäubt, weinend und plötzlich frierend, begann Lev, sich mit Schnee abzuwaschen und erbrach das Blut, das er im Graben geschluckt hatte. Er bemerkte, dass er seine Galoschen verloren hatte, und umwickelte seine Füsse mit Stoff von einer Jacke, die er am Boden fand, bevor er die Strasse aus der Stadt entlang stolperte. Er versteckte sich in der Scheune eines Försters, mit dem sein Vater bekannt gewesen war. Am nächsten Tag badete man ihn, gab ihm frische Kleider und setzte ihn auf den russischen Kachelofen. Lev wurde unaufhörlich von Weinkrämpfen geschüttelt, bis er ein pflanzliches Heilmittel erhielt. Der Förster rieb auch Levs erfrorene Finger mit Dachsöl ein, doch noch immer konnte Lev kein Essen bei sich behalten. In den folgenden Tagen blieb er im Haus, während der Förster in Erfahrung brachte, was in Mir vor sich ging. Als Lev erfuhr, dass die Überlebenden ins Ghetto zurückgekehrt waren und in Ruhe gelassen wurden und dass dort auch sein Bruder Yankel war, der sich während des Massakers nicht im Ghetto aufhielt, kehrte er nach Mir zurück. Dort fand er auch seine zwei Schwestern, Efka und Lea

*S. 191–193*

**Versteckte Kinder**

In Deutschland konnten verfolgte Kinder überlegen, wenn jemand sie versteckte.

Wegen solcher Gefahren mussten sich Familien, die sich versteckten, üblicherweise trennen und andauernd ihren Aufenthaltsort wechseln. Wie Janina David floh auch Janina Lewinson im Januar 1943 aus dem Ghetto. Janina Lewinson, ihre Mutter und ihre Schwester mussten häufig in verschiedene, immer neue Verstecke gehen. Auch sie erhielten Hilfe von Menschen, die schon in der Vorkriegszeit Beziehungen zur Familie gehabt hatten: von der früheren Haushälterin ihrer Grosseltern und dem Kindermädchen der Mutter, Maria Bulat. In Janina Davids Fall war es Lydia, die ehemalige Freundin des Vaters, von der sie fasziniert war, seit sie in einer Parfümwolke, mit seidig glänzendem Haar und im Zobelpelzmantel in das schäbige Zimmer der Familie gerauscht war, um das Mädchen an Weihnachten und Ostern abzuholen. Aus diesen früheren Besuchen bei Lydias Familie waren so enge Bindungen und eine solche Zuneigung zu Lydias Mann Eric und den beiden Söhnen entstanden, dass sie das Risiko auf sich nahmen und Janina versteckten. Als erstes gaben sie ihr Filzpantoffeln, um ihre Schritte vor den Nachbarn zu dämpfen. Sie sollte nicht ans Fenster gehen und sich in einem Besenschrank verstecken, wenn Besuch kam.

Kinder hatten im Ghetto gelernt, tagelang unbeweglich, zusammengedrängt und still in den *malines* [jiddisch für ‹Versteck›] zu sitzen. Jetzt nutzten sie diese Fähigkeiten in den Besenkammern ihrer Beschützer. Sie hatten gelernt, sich nicht zu verraten, wenn sie etwas mit anhörten, wie schrecklich es auch war. Ein Junge, dessen Vater im Warschauer Ghetto zurückgeblieben war, konnte sich gerade noch hinter dem Sofa verstecken, als Nachbarn zu Besuch kamen. Während des Gesprächs hörte man im Hintergrund die Explosionen des Ghetto‑Aufstands. Als die Besucher ihre Befriedigung darüber äusserten, dass die Deutschen die Judenfrage für die Polen lösten, wagte weder sein Beschützer noch der Junge auf diese Wendung der Unterhaltung zu reagieren.

Im Versteck wurde das enge und gedrängte Zusammenleben mit anderen Menschen zur ununterbrochenen Langeweile. Die achtjährige Nelly Landau, die sich bei den früheren Mietern *Pan* (Herr) Wojtek und seiner Frau in einer schicken Strasse im deutschen Teil von Lwow versteckte, vertrieb sich die Zeit damit, Bilder mit Wasserfarben zu malen und die Bücher zu lesen, die eine kommunistische Freundin mitgebracht hatte. Das Malen half ihr, aus der Wohnung in die hellen Farben im Freien zu entkommen. Nelly las Gorki, Dostojewski und Alexandre Dumas, mochte Jack London, Jules Verne und vor allem den Lieblingsautor der deutschen Kinder, Karl May. Sie war entsetzt über die Situation des Sklavenmädchens Alicia in *Onkel Toms Hütte* und malte Bilder, auf denen Alicia ihrem schrecklichen Besitzer entkommt. Aber viel Zeit verbrachte Nelly damit, aus dem Fenster zu starren, besonders wenn sie einsam und traurig war. Der einzige Kontakt zu anderen Kindern bestand darin, ihnen auf der Strasse zuzuschauen, während sie selbst hinter dem Fenster unsichtbar blieb.

Nelly war nicht allein. Ihre Mutter war bei ihr und verlieh der Enge und Monotonie ihrer Tage einen gewissen Sinn, wenn sie Nellys Haar jeden Morgen mit Schleifen schmückte, als ob sie ausgingen. Wenn sie nicht vorlas oder ihr die griechischen Mythen erzählte, spielten sie endlos Domino. Während sie auf ihren Vater wartete und die vorbeigehenden Menschen beobachtete, malte Nelly Bilder von Kindern und Erwachsenen beim Spiel. Sie malte ihre Mutter beim Stricken und ihre Dominospiele. Sie malte nicht den Krieg, die Polizei oder gefährliche und bedrohliche Szenen. Nur einmal malte sie ein einzelnes Kind und nannte dieses Bild «Ganz allein».

Nellys Vater hatte die Wojteks nicht nur deshalb ausgesucht, weil diese immer noch genügend Sympathie und Achtung ihren früheren Hausbesitzern gegenüber hatten, um das Risiko auf sich zunehmen, Mutter und Tochter zu verstecken. Als ehemaliger Eigentümer des Gebäudes kannte Landau auch dessen Geheimnisse. Ihre Wohnung, die zu klein und dunkel war, um einem deutschen Mieterzugefallen, hatte ein Fenster, das von aussen zugemauert, von innen jedoch zugänglich war und so eine Nische bildete, in der sich Nelly und ihre Mutter bei einer Durchsuchung hinter einem Wandteppich verstecken konnten. Bevor er sie verliess, zeigte ihnen Nellys Vater noch, unter welchem Dielenbrett der Familienschmuck versteckt war.

Gelegentlich wurden das tägliche Einerlei und die quälende Langeweile unterbrochen. Als eines Tages ein Nachbar an die Türe der Wojteks klopfte, liess Nellys Mutter, als sie zu der versteckten Nische in ihrem Zimmer eilte, ein rotes Wollknäuel fallen und versuchte dann gedankenlos, es unter der Tür zu sich herzuziehen. Die Nachbarn, die das Wollknäuel über den Boden rollen sahen, fragten sogleich, wen die Wojteks dort versteckten. Glücklicherweise riss Nelly auf der anderen Seite noch rechtzeitig den Faden ab, so dass ihr Gastgeber den neugierigen Besucher davon überzeugen konnte, dass die Wolle dort noch von alleine rollte. Solche Augenblicke, in denen sie beinahe entdeckt worden wären, hinterliessen unauslöschliche Spuren, und Nelly verarbeitete den Vorfall auch in einem ihrer Bilder.

Überall in den kleinen Städten und auf dem Land waren Kinder vor der Liquidierung der Ghettos geflohen und hatten sich auf Gedeih und Verderb den örtlichen Bauern ausgeliefert. Manche hatten zuviel Angst, entdeckt zu werden, und schickten die Kinder fort. Einige nahmen die Kinder auf und gaben sie als ihre Neffen oder Nichten aus oder beuteten sie als billige Landarbeiter aus. Andere versteckten sie trotz der Gefahr, von Nachbarn oder Verwandten denunziert zu werden, und schachteten in ihren Scheunen Verstecke aus. Durch den Aufenthalt in den feuchten und engen Verstecken waren die Augen der Kinder bald nicht mehr ans Tageslicht gewöhnt, und sie litten an Muskelschwund und an Atemwegserkrankungen, wenn sie das Glück hatten, unentdeckt zu überleben. jedesmal, wenn Dawid Wulf und seine Mutter ihr Versteck wechseln mussten, versuchte die Mutter ihren siebenjährigen Sohn auf den Fall vorzubereiten, dass sie entdeckt und von den Deutschen erschossen würden. Dawid fragte sie, ob es sehr weh täte und erklärte ihr, dass sie beide mit derselben Kugel erschossen werden sollten. Einige Bauern und eine Gruppe polnischer Partisanen machten auch gemeinsam Jagd auf Juden, die aus dem Krakauer Ghetto geflohen waren. Die neuen Gruben wurden daraufhin noch versteckter und dunkler. Als Dawids Mutter ihm vorschlug, ihr Haus und den Garten mit dem Himmel und der Sonne zu zeichnen, gestand er ihr, dass er vergessen hatte, wie der Himmel und die Sonne aussahen. Statt dessen baute er aus Erde Bunker, Panzer, Kanonen und Schiffe. Dawid brachte sich auch Deutsch bei und lernte Gedichte von Heinrich Heine auswendig.

*S. 238–240*

**Kinder im Bombenkrieg**

Am 24. Juli 1943 hatte der sechzehnjährige Klaus Seidel Dienst bei seiner Flak‑Batterie im Hamburger Stadtpark. Als eine der ersten war sie 1943 mit den grösseren 10,5-Zen­time­ter‑Geschützen ausgerüstet worden. Kurz vor ein Uhr nachts mussten sie eingreifen, als die erste der sechs Wellen von Bombern über die Stadt hinwegzog. Der Angriff dauerte 58 Minuten. Die 740 Flugzeuge flogen von Norden nach Süden über die Stadt hinweg und warfen 1'346 Tonnen Sprengbomben und 938 Brandbomben ab, während die Hamburger Flak über 50'000 Mal in den nächtlichen Himmel schoss. Obwohl Hamburg mit 54 schweren und 26 leichten Flak‑Batterien, unterstützt von 24 Scheinwerferstellungen, eines der stärksten Luftabwehrsysteme Deutschlands besass, schossen sie nur zwei Flugzeuge ab. In dieser Nacht hatte die RAF zum erstenmal das Täuschungsmanöver «Window» durchgeführt, bei dem sie eine Kaskade von Aluminiumstreifen abwarf und so das deutsche Radar blendete. Ausserstande, die Bomber oben orten zu können, suchten die Scheinwerfer den Himmel ab, und die Flak‑Geschütze feuerten aufs Geratewohl in die Nacht.

Um drei Uhr früh wurde Klaus Seidel zu seinem nächsten Einsatz gerufen, um das Feuer in der Stadthalle zu bekämpfen. Nur mit Pyjama, Trainingsanzug, Stahlhelm und Stiefeln bekleidet, versuchten er und seine Kameraden, Mobiliar zu bergen und das Feuer mit Wasserschläuchen zu löschen. Glücklicherweise hatte ihn ein anderer Junge zum Spass nassgespritzt und damit vor den Funken der herunterfallenden Holzbalken geschützt. Klaus schrieb seiner Mutter noch am selben Tag, er sei so unerfahren, dass er doch tatsächlich in Sandalen habe hingehen wollen. Nach anderthalb Stunden kehrten sie zur Flak‑Stellung zurück, wo er, noch immer durchnässt, bis sechs Uhr morgens Nachrichten durchgab. Die Polizei schätzte, dass in dieser Nacht 10'289 Menschen umkamen. Nach drei Stunden Schlaf war Klaus Seidel wieder auf seinem Posten und bereitete die Flak‑Geschütze für die Abwehr des nächsten Angriffs vor.

Er kam um 16 Uhr 30, mit 90 amerikanischen Fliegenden Festungen. Um 0 Uhr 35 kreisten sechs Mosquitos der RAF zur Bildaufklärung über der Stadt, gegen Mittag des 26. Juli folgten weitere 54 Fliegende Festungen. Am folgenden Tag kamen 722 Bomber, diesmal von Osten, und hatten bis dahin unversehrt gebliebene Stadtviertel zum Ziel: Hammerbrook, Rothenburgsort, Borgfelde, Hamm, Hohenfelde, Billwerder und St. Georg. Zehntausende kleiner Feuerherde wurden zu einem Flächenbrand, der für die nächsten Wellen angreifender Flugzeuge gut sichtbar war. Ein Bombenschütze der RAF beschrieb den zweiten und dritten Angriff, als habe man «Kohle ins Feuer geschaufelt». Durch die aussergewöhnlichen Wetterverhältnisse und die enorme, von Phosphorbomben verursachte Hitze wuchs der riesige Brand zu einem Feuersturm von beispiellosem Ausmass. Gegenstände und Menschen verbrannten, meterdicke Bäume wurden vom Orkan gefällt. Wer im Keller oder Luftschutzbunker blieb, drohte darin zu verbrennen oder am Kohlenmonoxid zu ersticken; wer floh, lief Gefahr, von den Flammen eingeschlossen zu werden und im kochenden Strassenbelag zu verbrennen oder von herunterstürzenden Fassaden erschlagen zu werden. In dieser Nacht fanden weitere 18'474 Menschen den Tod.

Bei Tag ging Klaus auf die Suche nach seinen Grosseltern. Da er sie nicht finden konnte, grub er in den Ruinen ihres Hauses, um sicherzugehen, dass sie dort nicht umgekommen waren. Er riet seiner Mutter nachdrücklich, nicht aus den Sommerferien in Darmstadt zurückzukommen. An diesem Tag nahm der Gauleiter von Hamburg, Karl Kaufmann, seine frühere Anordnung zurück, dass die Stadt nicht verlassen werden dürfe. Er gab Anweisung, alle zur Verfügung stehenden Mittel einzusetzen, um die Stadt auf Schienen, auf der Strasse oder mit Schiffen zu evakuieren.

Währenddessen strömten die Ausgebombten in den Stadtpark und verpflegten sich mit den Stapeln von Broten, die aus Lastwagen auf den Boden gekippt wurden. Klaus Seidel war schockiert, wie die Ausgebombten die Lebensmittel verschwendeten; er fand halbvolle Fleischkonservendosen im Gebüsch und jede Menge verrottende Pflaumen am Boden. In ihrem Schock warfen die Flüchtenden alle Regeln der Rationierung und der Sparsamkeit über Bord. Das Regime, das den Zusammenbruch der Moral in der Bevölkerung durch die Luftangriffe befürchtete, gab für die betroffenen Gebiete zusätzliche Lebensmittel und lebenswichtiges Material frei. Dies hatte paradoxe Folgen: Nach dem Brandbombenangriff auf Wuppertal im Mai 1943 bemerkte der dreizehnjährige Hitlerjunge Lothar Garsten, noch wie betäubt vor Erschöpfung vom Kampf gegen das Feuer und vom Hilfseinsatz für die Obdachlosen, dass sie schon lange nicht mehr so gut gegessen hatten. In Hamburg sah Klaus verbittert, wie Privatwagen, die seit Kriegsbeginn nicht mehr gefahren wurden, Benzin erhielten, um die Fliehenden zu evakuieren, während seine Flak‑Stellung kaum genug hatte, um den Generator in Betrieb zu halten. Er war überrascht und peinlich berührt, dass die Flüchtlinge, denen er beim Abtransport ihrer oft bunt zusammengewürfelten geretteten Besitztümer half, glaubten, ihn dafür bezahlen zu müssen.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Juli kehrte die RAF wieder nach Hamburg zurück und tötete weitere 9'666 Einwohner. In dieser Nacht benötigte Klaus keine Kerze, um seiner Mutter zu schreiben, da sein Papier vom Schein der «Feuerwalzen» beleuchtet wurde. Am 31. Juli hatte Klaus Zeit, zu überprüfen, ob die Wohnung seiner Mutter verschont geblieben war, und ihre Wertgegenstände sowie die der Nachbarn in den Keller zu bringen. Es schien, als ob seine Ausbildung im nationalsozialistischen Elternhaus, in der Schule, in der HJ und bei der Flak die Vorbereitung auf genau diesen Moment gewesen sei. Er erklärte, nicht zu verstehen, warum die Nachbarn weggehen wollten. Durch die Zerstörung rundherum, so argumentierte Klaus gelassen, sei der Wohnblock von einer Schutzzone umgeben, durch die er sicherer als zuvor sei.

Klaus bemühte sich in seinen Briefen um einen Ton, der einem jungen, sechzehnjährigen Mann entsprach, der zum ersten Mal eine Luftwaffenuniform trug. Nie erwähnte er auch nur einen Leichnam, und niemals gestand er ein, er oder seine Kameraden hätten Angst ausser dass er vielleicht bemerkte, er müsse rauchen, um einen Angriff durchzustehen, was jedoch durchaus gängiger militärischer Brauch war. Sein Bericht war nüchterner und weniger emotional als der Geheimbericht des Polizeipräsidenten der Stadt. Um seiner Mutter mitzuteilen, was sie durchgemacht hatten, zitierte Klaus Seidel den Oberleutnant seiner Flak‑Batterie, dem zufolge die Bombardierung von Hamburg schlimmer war als alles, was er im Frankreich‑ und Polenfeldzug erlebt habe.

Wie viel Kraft es diese Jungen kostete, eine so gefasste Haltung an den Tag zu legen, ist schwer zu beurteilen. Sie entsprach jedenfalls ihrem Selbstbild, nun erwachsen zu sein und zur Männerwelt zu gehören. Für Klaus und die anderen Jungen der sechsten und siebenten Klasse der Lichtwarck‑Oberschule, die sich im Februar 1943 als Flakhelfer gemeldet hatten, waren die neuen Luftwaffen‑ und Marineuniformen nicht nur die Verwirklichung eines langgehegten Traums aus ihrer Zeit beim Jungvolk und in der HJ. Die Uniformen wurden durch die Feuerprobe geweiht, und sie selbst unterschieden sich nun von den anderen Jungen in der HJ, die sie erst vor kurzem verlassen hatten und nun mit Verachtung betrachteten. Als Klaus hörte, dass Hitlerjungen für das Löschen von Brandbomben mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden waren, verlor er zum ersten Mal in den Briefen an seine Mutter die Selbstbeherrschung. «Brandbomben löschen kann jeder; aber wenn die Richtleute ausrufen: ‹Flugzeug wirft Bomben›, dann ruhig weiterzuarbeiten, verlangt ganz andere Kräfte.» Klaus Seidel konnte weder wissen, dass viele Hitlerjungen zu den letzten gehören sollten, die das Reich verteidigten; noch dachte er darüber nach, wie viele seiner Überlebenstechniken er in der Jugendbewegung gelernt hatte. Als es in der ganzen Stadt weder Gas noch Elektrizität, weder Wasser noch Telefonverbindungen gab, badete er, ohne lange zu überlegen, wie ein Junge im Sommerlager im See mitten im Stadtpark. Aber Klaus Seidel war auch noch ein halbes Kind. Vor Beginn der Angriffe hatte er sich Sorgen gemacht, er würde keinen erwachsenen Verwandten finden, der sein Schulzeugnis unterschrieb. Und noch in der ersten Nacht und am ersten Tag der Bombenangriffe kehrten seine Gedanken immer wieder zu dem Modellflugzeug zurück, das er gerade in der Schule baute.

*S. 287–290*

**Die besiegten Kinder**

Im Herbst 1946 unternahm der linke Londoner Verleger Victor Gollancz eine siebenwöchige Informationsreise durch Deutschland. Auf seinem Weg von Düsseldorf nach Aachen kam er durch Jülich, das bei einem einzigen Bombenangriff am 16. November 1944 zu 93 Prozent zerstört worden war. Der Stadtdirektor sagte ihm, dass von den ehemals 11'000 Einwohnern immer noch etwa 7'000 in der dem Erdboden gleichgemachten Stadt lebten. Doch auf seinem Weg durch die Trümmer konnte er nicht ergründen, wo. Dann sah er ein Ofenrohr aus der Erde ragen und nach einer Weile fand er einen abschüssigen Pfad zum Eingang. Der Keller bestand aus zwei winzigen Räumen, in denen sieben Menschen hausten. Es gab ein Schlafzimmer und ein Zimmer für alles andere. Toiletten oder fliessendes Wasser waren nicht vorhanden. Im Inneren stiess er auf ein Elternpaar mit ihren zwei erwachsenen Söhnen und zwei kleineren Kindern. Ein Kind war draussen, und das Mädchen, das sein Gesicht in seinen Armen vergraben hatte, richtete sich auch beim Blitzlicht des Fotografen nicht auf.

Während der Reise sah Victor Gollancz die zerfetzten Schuhe, die von Hungerödemen mit Wasser angeschwollenen Körper und die, wenn das Wasser ausgeschieden war, zu Skeletten abgemagerten Erwachsenen und Kinder. Er besuchte Schulen mit bis zu 70 Kindern in einer Klasse, die keine Bücher hatten. In Krankenhäusern ohne Penicillin hielt er Nachtwachen und sprach den Sterbenden Trost zu. Als Jude und einer der schärfsten Kritiker des Faschismus bereits in den dreissiger Jahren, rief Gollancz jetzt zur Versöhnung auf, und bat um Lebensmittelhilfe für Deutschland und warnte, solche Zustände könnten nur einen neuen Nationalsozialismus hervorbringen.

1946 herrschte in den vier Besatzungszonen Hunger, die Kindersterblichkeit lag in der britischen Zone bei 10,7 Prozent; die Tuberkuloseratewar in der britischen und amerikanischen Zone dreimal so hoch wie 1938. Die Grundversorgung war Mitte 1946 mit 1'330 Kalorien täglich in der amerikanischen Zone, 1'083 in der sowjetischen und 1'050 in der britischen völlig unzureichend. Das Schlusslicht bildete die französisch besetzte Zone mit einer Festsetzung auf täglich 900 Kalorien. 1946 führte die britische Regierung in Grossbritannien selbst sogar die Brotrationierung ein, eine Massnahme, die im Krieg nie getroffen worden war, und dennoch blieb die Situation in Deutschland katastrophal.

Ein Korrespondent des Manchester Guardian deckte auf, dass die Tagesration in der britischen Zone mit zwei Scheiben Brot mit Margarine, zwei kleinen Kartoffeln und einem Löffel Wassermilchsuppe erreicht war. Die offiziellen Rationen deckten nicht den Bedarf eines Erwachsenen, um für längere Zeit davon leben zu können. Auch die Millionen von Care‑Paketen, die ab 1946 aus Nordamerika eintrafen und die je von einem einzelnen Spender stammten und 40'000 Kalorien an getrockneten Lebensmitteln oder in Dosen enthielt, änderten wenig. Trotz Bersarins anfänglichen Anstrengungen, Lebensmittel aus der Sowjetunion herbeizuschaffen, nannten die Ber­liner die normale Lebensmittelkarte bald nur noch «Himmelfahrtskarte». Die Lieferung von fett‑, mineral- und vitaminreichen Grundnahrungsmitteln fiel oft aus oder verspätete sich, so dass im Nachkriegsdeutschland wie zuvor im von Deutschland besetzten Teil Europas die Bevölkerung von Brot, Kartoffeln und Steckrüben leben musste. Das Frühjahr 1947 war der physische und psychische Tiefpunkt der Besatzungszeit. Der Winter war der härteste seit Menschengedenken, das fehlerhafte Eisenbahnnetz brach wieder zusammen, Heizmaterial‑ sowie Lebensmittelknappheit wurden zum Dauerzustand und führten zu weiteren Kürzungen bei den Rationen. Während die Menschen mit 1'000 Kalorien pro Tag um ihr Überleben kämpften, zerfiel die deutsche Gesellschaft in ihre kleinsten Kernstrukturen.

Die schnelle Wiedereröffnung der Schulen im Sommer 1945 brachte wenig Erleichterung. Kinder brachen vor Hunger im Unterricht zusammen. Über ein Viertel aller Bremer Schüler hatten keine angemessene Kleidung, und nahezu ein Viertel konnte im Winter die Schule nicht besuchen, weil sie keine richtigen Schuhe besassen. Erhebungen in Darmstadt und Berlin zeigten ein ähnliches Bild. Viele Schulen mussten wegen Kohlemangels schliessen. Andere, wie die Schule von Christa J. in Prenzlauer Berg, zogen in den Luftschutzkeller, um dem eisigen Wind zu entgehen, der durch die offenen Fenster zog. Der Tag wurde aufgeteilt, um die Kinder in Schichten unterrichten zu können, doch schon Mitte November 1945 froren die Toiletten ein. Ein Berliner Junge stimmte seinem Lehrer zu, dass er und der andere Zehnjährige aus seiner Klasse «lebende Trümmerhaufen» waren. Sie wollten nicht mehr lernen, hatten kein Interesse mehr daran, Ordnung zu halten oder den Ermahnungen ihrer Eltern und Lehrer zu folgen, bis sie sich selbst daran beteiligten, das Schulgebäude und den Schulhof von den herumliegenden Trümmern zu säubern. Damit gewannen sie ihre Zielstrebigkeit zurück, wie der Junge in einem Schulaufsatz schrieb zweifellos mit Billigung des Lehrers.

Wenn Essener Kinder Mitte der fünfziger Jahre an diese Zeit zurückdachten, erinnerten sich viele, dass sie Hunger gelitten hatten. «Ja, ich erinnere mich noch, dass ich manchmal vor Hunger geweint habe», schrieb Heinz Bader im Juni 1956, während ein anderer Junge in seiner Essener Schule meinte, der Hunger habe physisch Spuren in seinem Körper und in seinem Gedächtnis hinterlassen. Ein Mädchen erinnerte sich an die Währungsreform von 1948, weil sein Vater damals die ganze Familie zusammengerufen hatte und allen die erste Nachkriegsorange zeigte; sein kleinerer Bruder hielt die Frucht für einen Ball und wollte nichts davon essen, da sie nur an «Wassermilchsuppe» gewöhnt waren, eine dünne Suppe, die von einem anderen Kind in der amerikanischen Besatzungszone «Quäkerspeise» genannt wurde, als ob der Hunger eine von den Siegern auferlegte Strafe sei. Für ein anderes Mädchen in Essen beraubte der Hunger die Leute ihrer Humanität und liess sie wie Tiere werden: «Der Hunger hemmt das Gefühl für Freude und Leid, er nimmt alles.»

Die Versorgungskrise war eine direkte Folge der deutschen Niederlage und des misslungenen Kolonialisierungsversuchs. Mit seiner Politik der Zwangslieferungen aus Ost‑ und Westeuropa bewahrte das NS‑Regime die deutsche Bevölkerung vor Lebensmittelknappheit auf Kosten einer Hungersnot in der Sowjetunion und »Rübenwintern« in Belgien, den Niederlanden und in Frankreich im späteren Stadium des Krieges. Mit zunehmender Abhängigkeit Deutschlands von Importen nahm die Malaise der deutschen Landwirtschaft trotz des anhaltenden Tansports von Zwangsarbeitern zu. Bei Kriegsende hatte Deutschland noch 5o bis 6o Prozent seines Bedarfs an landwirtschaftlichen Gütern selbst produziert. Nachdem die Alliierten die Oder‑Neisse‑Linie zur neuen Ostgrenze gemacht hatten, verlor Deutschland – zusammen mit dem Industriereichtum Schlesiens – 28 Prozent seiner Landwirtschaft und etwa die Hälfte seiner Getreide‑ und Viehproduktion.

Gleichzeitig stieg die Bevölkerungsdichte schnell, da viele der noch verbliebenen deutschen Bewohner aus Osteuropa vertrieben wurden. Bis 1947 musste das Deutschland der vier Besatzungszonen 10'096'000 Flüchtlinge und Vertriebene aus Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien aufnehmen. Ausserdem lebten auch 1946 noch über drei Millionen Kriegsevakuierte auf dem Land und versuchten nicht, die oft streng kontrollierten Zonengrenzen innerhalb Deutschlands zu überschreiten, um in die Ruinen ihrer Städte zurückzukehren, die sie zwei oder drei Jahre zuvor verlassen hatten. Nichtsdestoweniger waren bis April 1947 etwa 900'000 Menschen aus der sowjetischen Zone in den Westen gegangen. Ein Viertel des gesamten Häuserbestandes in den vier Besatzungszonen war zerstört worden. Viele Familien waren froh, einen oder zwei Räume in einer Gemeinschaftswohnung zu haben. Noch 1950 fehlten in der Bundesrepublik 4,72 Millionen Wohnungen. Mittlerweile lebten 626'000 Familien in Baracken, Bunkern, Wohnwagen und Kellern und weitere 762'000 in Lagern und Wohnheimen. Die Demütigungen der Kriegszeit, die westliche Evakuierte bei Vermietern in Ostdeutschland erlebt hatten, als sie kein warmes Essen zubereiten durften oder keine Kohle zum Beheizen ihrer Zimmer erhielten, bekamen jetzt die Flüchtlinge aus dem Osten in noch grösserem Ausmass zu spüren. Sosehr die Westdeutschen im allgemeinen ihr Mitgefühl zum Ausdruck brachten, erklärten sie bei Meinungsumfragen der Amerikaner jedoch auch, dass das Land zu klein sei, um mit einem solchen Zustrom fertig zu werden, und dieser Unmut machte sich gelegentlich in Tumulten Luft.

*S. 400–403*